

ment von der Kirche sagt, ist damit deutlich ins Wort gefasst. Die konfessionellen Kirchenkörperschaften sind nicht Verkörperungen der Kirche Christi, sondern sie repräsentieren ein bestimmtes geschichtliches Erbe: äusserlich materiell den Besitz von Gebäuden und finanziellen Mitteln, innerlich einen (die Glieder mehr oder weniger verpflichtenden) Fundus gemeinsamer Überzeugungen und Lebensformen. In einer solchen sozialen Körperschaft tut der Pfarrer seinen Dienst, von ihr wird er äusserlich und innerlich gehalten und getragen, und dementsprechend ist er verpflichtet, diese Körperschaft loyal mitzutragen und ihren geschichtlichen Bestand nach Kräften zu erhalten und zu erneuern.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Was von der Kirche und ihren sozialen Gestalten zu sagen ist, ist derart komplex, dass sich daraus auf keinen Fall Einsichten gewinnen lassen, die es möglich machen, das Amt der Pfarrer gradlinig als eine Funktion *der* Kirche zu beschreiben. Das Pfarramt kann nicht verstanden werden aus einem „Begriff der Kirche“, weil niemand einen solchen, rechten Begriff haben kann. Die Pfarrer können sich demgemäss nicht über sich selber aufklären aus einer ekklesiologischen Gesamtsicht. Auch das Bemühen der hier vorliegenden Arbeit richtet sich deshalb weiterhin darauf, das Phänomen dieses Amtes als solches zu durchdringen, so dass die Kräfte, von denen es getragen und geformt wird, und die Mächte, die ihm seine Grenzen setzen, so weit als möglich sichtbar und verständlich werden. Dabei wird sich zeigen, dass ein Ausenstehender, frei von ekklesiologischen Begriffen, Einsichten gewonnen hat, die Wesentliches zum Verständnis des Pfarramtes beitragen. Bevor aber der Versuch unternommen wird, diese philosophischen Erkenntnisse Michel Foucaults für das theologische Verstehen fruchtbar zu machen, soll auf zwei Seiten hin festgehalten werden, was die bislang erkannten Zusammenhänge auszusagen vermögen über Redensarten und Gedankenmuster, die das Wünschen und Handeln in den evangelischen „Kirchentümern“ begleitet haben. Zum einen sind es Begriffe, mit denen vor allem die Pfarrer selber versucht haben, die sozialen Realitäten des kirchlichen Lebens und damit ihr Wirkungsfeld zutreffend zu beschreiben. Zum andern sind es die Aufgaben, die man unter den Begriff der „Kirchenleitung“ gefasst und mit dem neutestamentlichen Wort „κυβερνησις“ in Verbindung gebracht hat, so dass gelegentlich der Eindruck entstehen konnte, durch diese Aufgaben würden Menschen zu Auftraggebern und Vorgesetzten der Pfarrer.

### „Die dritte Weise“, Kreis und Kern

Im Nachdenken über die Kirche und die praktischen pfarramtlichen Möglichkeiten begegnen öfters zwei Vorstellungen, die mit anschaulichen Begriffen das Verstehen fördern, aber auch in unfruchtbare Sackgassen führen können. Die Unterscheidung zwischen der Kirche Jesu Christi und den Kirchentümern macht es

möglich, diese Vorstellungen in ihrem relativen Recht zu würdigen und gleichzeitig ihr irreführendes Potential freizulegen.

In seinen Ausführungen zu den Gottesdienstformen hat Martin Luther in schwankenden Formulierungen den Gedanken geäußert, dass er die gottesdienstliche Versammlung gerne nicht nur in der Form der lateinischen und der deutschen Messe, sondern auch noch in einer „dritten Weise“ gestalten möchte, speziell mit denjenigen, „so mit Ernst Christen sein wollen“<sup>733</sup>. Luther äußert den Wunsch, dass eine schlichte gottesdienstliche Form der brüderlichen Ermahnung Raum bieten würde. An dieser Formulierung des Reformators hat sich des öftern die Hoffnung festgemacht, dass sich das kirchliche Leben in einer stärkenden Weise ausdifferenzieren lasse. Auf der einen Seite sollte die Menge derer, die aus Gewohnheit Mitglieder sind, weiterhin je und je am gottesdienstlichen Leben teilhaben, vorwiegend passiv empfangend, was die Amtsträger ihnen darboten. Diese sich sammelnde und sogleich wieder zerfallende Kirchengemeinschaft aber sollte von einer anderen, intensiveren Gemeinschaft herausgefordert werden: eine „überschaubare“ Anzahl von Menschen sollte sich sammeln, die aus einem inneren Antrieb nach mehr als nur einer pastoralen Versorgung verlangen, nämlich einer geschwisterlichen Anteilnahme, in der auch die gegenseitige, aufbauende Kontrolle und Kritik ihren guten Platz hätte (Mt 18,15ff.)<sup>734</sup>.

Dass Luther selber schon diesen Gedanken geäußert hat, zeigt, wie nahe er jedem Praktiker liegt. Spätestens seit der Glaube zum selbstverständlich vorausgesetzten Bindeglied grosser Sozialkörper geworden ist, hat er naturgemäss viel von der persönlichen Innigkeit und der unmittelbaren Mitmenschlichkeit verloren, die in den neutestamentlichen Schriften aufleuchten. Es versteht sich, dass beim Bibelleser die Sehnsucht aufbricht, zurück zu den – unweigerlich auch idealisierten – ursprünglich guten Verhältnissen einer Gemeinschaft zu finden, die sich nicht amtlich formell bildet, sondern aus einem persönlichen Wollen eine gemeinsame, die Herzen ergreifende Praxis einübt. So hat im 19. Jahrhundert Theodosius Harnack „die Unterscheidung der Abendmahlsgemeinde und der Taufgemeinde innerhalb des allgemeinen Kirchenverbandes“ gefordert und wollte „die Teilnahme am Abendmahl sowie ‚active Gemeinderechte- und Pflichten‘ nur dem Kreis derer zubilligen, ‚so mit Ernst Christen wollen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen‘“ (wie er mit diesem ausdrücklichen Bezug auf Luthers Wor-

<sup>733</sup> Vorrede zur deutschen Messe (WA 19,75,3ff.), vgl. M. Brecht, Bd. 2, S. 250.

<sup>734</sup> Exemplarisch und wegweisend die Formulierung dieses Anliegens durch Spener, *Pia Desideria*, S. 196ff.: „Neben unseren gewöhnlichen Predigten“, formuliert er vorsichtig, indem er die Leser von 1. Kor 14 zu 1. Petr 2,9 führt, könnten auch andere Versammlungen gehalten werden, „wo nicht einer allein auftrate, um zu lehren“, sondern eine brüderliche Unterredung möglich wäre, die es erlauben würde, dass die Anwesenden auch ihre „Dubia“ vortragen. Ein Pfarrer müsste das „dirigieren“, meint Spener, die Pfarrer würden dadurch auch ihre Zuhörer und deren Schwachheiten besser kennen lernen.

te formuliert). Als Kriterium sollte die Kenntnis des Katechismus und das freie, ungezwungene Bekenntnis zu dessen Aussagen dienen.<sup>735</sup> Bis heute verweisen die Vertreter der Gemeindeaufbaubewegung auf dieses Bemühen, innerhalb der Grosskirche einen Kreis von bekennenden Christen greifbar zu machen.<sup>736</sup> Auch Eberhard Winkler sieht in Luthers Formulierungen den Gedanken an eine „Kerngemeinde“ ausgesprochen und meint, in diesem Gedanken sei „Luthers eigentliches Gemeindeideal“ erkennbar geworden – und „zugleich seine nüchterne Einsicht, wie weit man davon einstweilen noch entfernt war.“ Einstweilen? Luther selber, schreibt er, gab diese „Idee einer Gemeinschaft aller, die mit Ernst Christen sein wollen . . . auf, weil er meinte, noch nicht die Leute dazu zu haben, und ‚Roterei‘ fürchtete“<sup>737</sup>. Noch nicht? Im ganzen Werk Luthers bleiben diese Aussagen singulär. Es sind auch keine Zeichen vorhanden, dass die reformatorische Predigt „die Leute“ zu einem solchen Unterfangen geschaffen und Luther gegen Ende seines Lebens eine reale Möglichkeit gesehen hätte, seinen frommen Wunsch in eine soziale Gestalt zu bringen.

Eigentümlich ist dabei zunächst, dass weder Luther noch seine Nachfolger sich klar zu machen scheinen, dass mit der Reformation der gross angelegte, über die Jahrhunderte hin vielfach bewährte Versuch, im corpus christianum eine Schar besonders Ernsthafte zu vereinen, abrupt abgebrochen und mit massiver theologischer Kritik überschüttet worden war. Die Mönchsgemeinschaften wollten ja eben das sein, was Luther zu vermissen begann: Christenmenschen, die sich aus freiem Willen über das bloss sozial Gewohnheitsmässige hinaus verbunden hatten, um „das Evangelium mit Hand und Mund“ zu bekennen. Gerade das Mönchtum aber hatte inmitten seiner grossen Leistungen auch erkennbar werden lassen, dass eine solche ecclesiola in ecclesia Dünkel, Gewissenszwänge und klerikalen Hochmut begünstigt. Luther war zur Meinung gekommen, dass das Mönchsgelübde die Gnade der Taufe zudecke und in Formen „pharisäerhafter“ Selbstgerechtigkeit münde, wenn es als „zweite Rettungsplanke“ dargeboten werde.<sup>738</sup> Sein Wunsch, in die kirchliche Gemeinschaft erneut den Unterschied zwischen Ernsthafte und weniger Ernsthafte zu zeichnen, steht dafür, dass seine Kritik in dieser Sache zu pauschal war, und sein Verzicht auf jeden ernsthaften Versuch, diese Sache besser

<sup>735</sup> Grethlein/Meyer-Blanck, S. 194f.

<sup>736</sup> Vgl. Ch. Möller zu G. Hilbert, *Lehre vom Gemeindeaufbau* Bd. 1, S. 148ff., Michael Herbst, *Missionarischer Gemeindeaufbau*, S. 167. 350f. (zu Hilbert und Harnack).

<sup>737</sup> TRE 26,362,5ff.

<sup>738</sup> WA 6,529,22ff.; 538,37ff. (De captivitate, 1520). Vgl. den Brief der Basler Augustinermönche vom 16. Januar 1528, in dem sie ihr Mönchsgelübde als ein anmassendes Votum gegen die allgemeine Gemeinschaft der Getauften deuten (Das Buch der Basler Reformation, hg. v. E. Staehelin, S. 162f.). Die Ursache für die Krise, in welche die Mönchsgelübde gerieten, „lag in der theologischen Unklarheit“ über ihr Wesen „in ihrer Beziehung zur Taufe“ (B. Lohse, TRE 12,309,34ff.).

zu machen, zeigt, dass sie sich nicht einfach gut machen lässt. Wer das kirchliche Leben ordnet, gestaltet ein „Kirchentum“, und wer dabei geistliche Urteile zur Geltung zu bringen versucht, vermischt zeitliche Ordnungsmächte und die Kraft des heiligen Geistes. Daraus ergeben sich unweigerlich Spannungen, ja, Unklarheiten und Unwahrhaftigkeiten, und am Ende Formen der Heuchelei. Das heisst nicht, dass solche Vermischungen nicht gewagt werden müssen und Gutes bewirken können. Es heisst aber ganz sicher, dass kein solcher Versuch der Kirche Jesu Christi zu ihrer rechten und wahren Gestalt in Raum und Zeit verhilft.<sup>739</sup> Vielmehr kann dadurch ein „Kirchentum“ entstehen, das einer bestimmten geschichtlichen Form des Glaubens Raum und Halt bietet. Und wie hingebungsvoll und fruchtbar ein solches Bemühen um eine ausdifferenzierte, tragfähige Sozialgestalt der Kirche auch sein mag: an seinem Anfang und an seinem Ende wird im guten Fall nicht das gute Werk des Gemeindebaus, sondern der Segen der Vergebung Gottes stehen. Denn jedes solches Bemühen schliesst nicht nur die wahrhaft Gläubigen ein und die wahrhaft Ungläubigen aus, sondern es zeichnet auch die Grenzen von sozialen Aversionen ins Leben.

Gelegentlich wird von der „Kerngemeinde“<sup>740</sup> gesprochen, um die Schar der Menschen zu benennen, die mit ihrer regelmässigen Anteilnahme das kirchliche Leben möglich machen. Das bildhafte Wort bringt zum Ausdruck, dass das Gotteslob und die Zusage der Gnade von einem sozialen Gefäss getragen werden müssen, das womöglich klein und hart umgrenzt ist und gerade so das nötige Wissen und die Kraft für ein neues Wachstum bewahrt. Auch diese Rede hat ein irreführendes Potential. Wenn die kirchlich engagierten Menschen verglichen werden mit einem Kern, der in seiner harten Schale das zukünftige Leben birgt, erscheinen die Mehrzahl der passiven Gemeindeglieder wie das umgebende Fruchtfleisch. Sie bilden sozusagen den Nährboden für das erhoffte, weiter ausgreifende Leben.

Hans-Martin Stückelberger hat, wie das öfters geschieht, das Bild vom „Kern“ mit dem von einem „Kreis“ angereichert und vorgeschlagen, dass der Pfarrer „geeignete Gemeindeglieder auswählen“ und mit ihnen neben den offiziellen kirchlichen Gremien einen „Arbeitskreis“ bilden und diesen wie eine „Keimzelle“ der Gemeinde einpflanzen solle.<sup>741</sup> Auch dieses anschauliche Verständnis kann dazu verleiten, die theologischen Vorgaben und die realen kirchlichen Verhältnisse

<sup>739</sup> Der Gemeindeaufbaubewegung sei es fast so ergangen, formuliert Ralph Kunz, wie der Leben-Jesu-Forschung: „Sie zog aus, um die Kirche zu erneuern, und meinte, sie könne dann die ‚Gemeinde‘, wie sie ist, als Gemeinschaft in unsere Zeit hineinstellen“, und musste erfahren, dass keine solche Unmittelbarkeit möglich ist (Theorie des Gemeindeaufbaus, S. 13).

<sup>740</sup> Sie nimmt in den kollegialen Gesprächen unter Pfarrern wie in der praktisch-theologischen Literatur einen breiten Raum ein (vgl. z.B. H.-M. Stückelberger, *Das Amt und die Gemeinde*, S. 286; Rössler, *Handbuch*, S. 452; Dahm, *Beruf: Pfarrer*, S. 107; Spiegel, *Der Pfarrer*, S. 114). Ausführlich M. Herbst, a.a.O., S. 140ff.

<sup>741</sup> A.a.O., S. 286

nicht angemessen zur Kenntnis zu nehmen. Nicht nur, dass die geometrische Rede vom Kreis die Wahrnehmung verflacht, so dass gewachsene Hierarchien und sich organisch formierende Momente nicht zur Kenntnis genommen werden und die Suggestion eines steten Kreisens über die Statik hinwegtäuscht. Mit dem scheinbar gegenläufigen Bild vom Keim zusammen kann das ein Verständnis fördern, das den Blick auf die faktischen Lebenskräfte und die langfristigen Gefährdungen im kirchlichen Leben verstellt. Denn die nötigen Informationen für das Leben der Kirche sind nicht bestimmten Menschen gegeben, die der Pfarrer aus eigener Kraft als „wahrhaft geistliche Menschen“ zu beurteilen und um sich zu sammeln vermag. Sondern alle diese Informationen sind Christus gegeben (vgl. Apk 1,1) und bleiben in seiner Obhut. Das hat unmittelbar tröstliche Konsequenzen: die Kirche überlebt grosse Irrtümer und Schwachheiten ihrer herausragenden Repräsentanten, und ihr Leben entfaltet sich auch den Urteilen und Vorurteilen zum Trotz, die im Innersten ihrer tragenden Kreise das Denken beherrschen (Mt 16,22f.; 26,31ff.; Apg 10,34ff.). Für das kirchliche Leben, wie es seinen Ausdruck im Sozialkörper eines evangelischen „Kirchentums“ findet, heisst das, dass die massgeblichen Erkenntnisse nicht immer ganz selbstverständlich bei den kirchlichen Amtsträgern und ihren engagierten Mithelfern liegen. Vielmehr steht dieses Wissen auch ihnen gegenüber in der Form der prophetischen und apostolischen Schriften, und es kann durchaus sein, dass Aussenstehende die richtigen Fragen an das Bibelwort stellen und entsprechend neue Erkenntnisse aus ihm schöpfen. Die Pfarrer tun darum gut daran, auch auf das Denken und Wollen ausserhalb der „Kerngemeinde“ zu achten und damit zu rechnen, dass ihnen überall weiterführende Einsichten zuteil werden können. Im „Kern“ kann nicht nur die Kraft für ein zukünftiges Leben, sondern auch das Bedürfnis nach persönlicher Absicherung verborgen liegen. Die gemeinsamen Redensarten können schablonenhaft werden und das Denken in Klischees austrocknen, und ausserhalb der „Kerngemeinde“ können sich Menschen bewegen, die in ihr keinen Platz finden, weil sie mit Aufgaben ringen, die härter sind, als dass sie von den kirchlichen Wortbildungen geformt werden könnten, oder weil sie keinen Zugang gefunden haben zu einer allzu persönlich geschlossenen Gemeinschaft. Auch eine „Kerngemeinde“ ist im besten Fall Teil eines „Kirchentums“ und darf die soziale Gestalt, in der sie lebt, nicht zu direkt in Beziehung zu der Kirche Jesu Christi setzen.

### Die „Leitung“ von Kirche und Gemeinde und das Charisma der Kybernese

Mit dem Ertrag dessen, was oben (S. 184ff.) über das Pfarramt als einer ἐξουσία im Sinn von Römer 13 herausgearbeitet worden ist, kann man konsequenterweise auch die „Landeskirchen“ als „Mächte“ verstehen, denen Ehre und Steuern